

## REZENSIONEN

MARC HALDER: *Der Titokult. Charismatische Herrschaft im sozialistischen Jugoslawien* (= Südosteuropäische Arbeiten 149). München: Oldenbourg Verlag 2013. 368 S. ISBN 978-3-486-72289-5.

Dass der Titoismus ohne Tito undenkbar war, mag wie ein Allgemeinplatz anmuten. Dennoch ist es keineswegs müßig zu fragen, mit welchen Mitteln die Apotheose einer Person bewerkstelligt wurde, die 1892 als Josip Broz auf die Welt gekommen war, und um die im Jahre 1980 nahezu alle 22 Millionen „Jugoslawen“ zu trauern schienen. Auf der Suche nach einem Erklärungsmuster knüpft Marc Halder an die Typologie „charismatischer Herrschaft“ von Max Weber an, deren wichtigste Erkenntnis – stark vereinfacht – darin besteht, dass das Charisma eines jeglichen Potentaten auf Zuschreibungen anderer beruht, und dass ein solcher Nimbus ein beträchtliches soziales Kapital im Sinne der Ausübung von Herrschaft darstellt.

Vor diesem Hintergrund überführt der Autor die graue Theorie in die (jugoslawische) Praxis und belegt seine These, dass sich die Vergötzung Titos in mehreren, chronologisch unterscheidbaren Schritten entfaltete. Der Begriff des Personenkults spielt in diesem Zusammenhang eine wichtige Rolle, und da mit Blick auf die Sowjetunion bereits substantielle Forschungen publiziert worden sind, lag der Rückbezug auf Lenin und Stalin nahe. Den Ausgangspunkt der Analyse, die im Großen und Ganzen eine gesamtstaatliche Perspektive einnimmt, stellte das unbestreitbare Faktum des siegreichen Partisanenkampfes 1941–1945 dar. Die Aufbruchsstimmung nach dem Krieg geriet offenbar selbst durch die spektakuläre Abspaltung von der stalinistischen Sowjetunion 1948 nicht ins Wanken, denn Tito gelang es nicht nur, alle politischen Gegner auszuschalten, sondern er brachte sich darüber hinaus als standhafter Antipode Stalins in Stellung. Infolgedessen löste er diesen auch mit Hilfe des gesamten Agitprop-Arsenals schrittweise als Idol ab. Dies brachte Tito darüber hinaus einen enormen außenpolitischen Prestigegewinn, der sich in zahlreichen Staatsbesuchen widerspiegelte. Die Enthüllungen Chruščevs über die stalinistischen Verbrechen hatten dementsprechend kaum Auswirkungen auf den Bund der Kommunisten Jugoslawiens (BKJ). Außerdem wurden Warnrufe wie die von Milovan Djilas, der das jugoslawische Herrschaftssystem bereits frühzeitig kritisiert hatte, gewaltsam zum Verstummen gebracht. Statt von außen kamen die Belastungsproben für das Regime in den 1960er und 70er Jahren von innen; z.B. im Zuge der Studentenunruhen (1968) oder während des „kroatischen Frühlings“ (1970/71).

Mit Blick auf diese politischen Rahmenbedingungen zeigt Halder in Auswertung diverser Ego-Dokumente (Memoiren, Tagebücher), Archivquellen und Tageszeitungen auf, wie die Idolatrie um Tito in der Nachkriegszeit ausgestaltet bzw. inszeniert wurde, und welche Verschleißerscheinungen im Laufe der Zeit eintraten. Die Wirkkraft des Partisanenmythos sei im Zuge dessen immer stärker mit Symbolen und Visualisierungspraktiken des Personenkultes aufgeladen und medial verbreitet worden. Die entsprechenden Rituale verfestigten sich im Zuge dessen immer weiter und hätten über 1980 hinaus einerseits der Glorifizierung der Vergangenheit zum Zwecke

der Vergemeinschaftung einer fragmentierten jugoslawischen Gesellschaft gedient, und andererseits eine unbeschwerte Zukunft garantieren sollen.

Eine der wesentlichsten Schauplätze der Indoktrinierung stellten von Anfang an die Bildungseinrichtungen dar, sodass insbesondere die Jugend als Adressat des Kultes um Tito und die Partisanenbewegung auszumachen ist. Eine weitere bedeutsame Institution war die 1947 gegründete Vereinigung des Volksbefreiungskrieges Jugoslawiens (SUBNOR), welche mit der Heroisierung des Partisaneneinsatzes maßgeblich an der offiziellen Erinnerungspolitik mitwirkte. Die Stilmittel, derer sich die mediale Darstellung bediente, und welche sowohl die Vorstellungen über Tito, als auch den Topos von der Verteidigungsbereitschaft des Landes in der normativ eingeschränkten Öffentlichkeit prägten, riefen somit typische, ständig abrufbare Assoziationen hervor – sei es in Schulbüchern bzw. Fibeln, in Liedgut und Epik, im Filmschaffen, oder in Briefen und Eingaben. Daneben manifestierte sich die Verehrung in einer Reihe von Massenspektakeln, d.h. in der politischen Festtagskultur. Halder untersucht daher, welche Choreografien, aber auch welche internen Planungen beispielsweise die Ausgestaltung des 1. Mai, des 25. Mai (Geburtstag Titos, zu dessen Ehren ein landesweiter Staffellauf stattfand; ab 1957 „Tag der Jugend“) oder des 29. November (Tag der Gründung des Antifaschistischen Rates der Volksbefreiung Jugoslawiens – AVNOJ) bestimmten.

Das paternalistische Herrschaftsverständnis Titos war zu dessen Lebzeiten im gleichen Maße omnipräsent wie auch seine Person nahezu sakrosankt blieb. Dagegen stellten die staatlichen Medien beharrlich in Abrede, dass in Jugoslawien ein Personenkult existierte, obwohl sich der Partei- und Staatsführer seinem Volk und ausländischen Delegationen ein ums andere Mal in Luxus und Extravaganz präsentierte. Und Tito selbst, so der Autor, habe stets versucht, den Eindruck zu vermitteln, für den Wirbel um seine Person keinerlei Verantwortung zu tragen. Nachdem Tito am 4. Mai 1980 gestorben war, transportierten schließlich alle jugoslawischen Medien neben der Staatstrauer das Bild einer Gesellschaft in kollektiver Schockstarre. Nichtsdestotrotz versuchte sich auch die neue politische Führung durch den Rückgriff auf Tito zu legitimieren, gerade angesichts der tiefgreifenden Wirtschaftskrise zu Beginn der 80er Jahre. Gleichwohl befand sich der Nimbus ab der Mitte des Jahrzehnts im Sinkflug. In fast allen Teilrepubliken revidierten Neuinterpretationen der Geschichte die überkommenen Heldennarrative, wenngleich der „falsche“ Umgang mit dem Andenken Titos im Prinzip sanktionswürdig blieb. Speziell in Serbien gelang es einem neuen „Charismatiker“, Slobodan Milošević, alte Mythen ins Wanken zu bringen, sodass Tito zunehmend zum Sündenbock für vermeintliche Fehlentwicklungen in der serbischen Nationalhistorie geriet.

Erst die triste postjugoslawische Realität sorgte in einer Art „Jugonostalgie“ dafür, dass die ehemalige Föderation, bzw. dass Tito als deren Inkarnation nachträglich zum Symbol der Einheit und des friedlichen multiethnischen Zusammenlebens mutierten. Aus diesem Grund ist Tito inzwischen auch wieder als kommerzieller Werbeträger aktuell. Folgerichtig erörtert der Autor, ob sich im Laufe der Jahrzehnte so etwas wie eine (post-)jugoslawische Identität herausgebildet hat. Die ansprechend aufbereitete Diskussion berührt auch die Frage nach der Legitimität oder gar nach der Popularität Jugoslawiens in den Köpfen derjenigen, die die Verhältnisse persön-

lich miterlebt haben, und nach dem immensen Beitrag, den speziell der Titokult dazu geleistet hat.

Aber wie man es auch dreht und wendet, unter diesen Umständen ist Tito nach wie vor lediglich als Klischee oder als Projektionsfläche präsent. Mark Halder hat mit seiner Studie profund nachgewiesen, welche Instanzen über welches Repertoire verfügten, um Tito nachhaltig in Szene zu setzen. Eine kleine Schwachstelle offenbart sich an Stellen, an denen der Autor von „Eigensinn“ spricht, ohne diesen Begriff historisch zu konzeptionalisieren. Summa summarum bereichert das Buch jedoch Forschungen zur Funktion und Genese von Personenkulten im östlichen Europa auf beeindruckende Weise.

Gießen

RAYK EINAX

HERMANN M. ÖLBERG: *Untersuchungen zum indogermanischen Wortschatz des Albanischen und zur diachronen Phonologie aufgrund des Vokalsystems*. Herausgegeben von Bardhyl Demiraj (= Albanische Forschungen 35). Wiesbaden: Harrassowitz 2013. 180 S. ISBN 978-3-447-06959-5.

Bei dem vorliegenden Band 35 der Reihe Albanische Forschungen handelt es sich um die vom Lehrstuhlinhaber für Albanologie an der LMU München, Bardhyl DEMIRAJ, herausgegebene Habilitationsschrift des Innsbrucker Sprachwissenschaftlers Hermann ÖLBERG (im Folgenden kurz Ö. genannt) von 1972, die anschließend jedoch unpubliziert geblieben war. Der Sprachwissenschaftler Ö. hat sich neben der allgemeinen und der vergleichenden Sprachwissenschaft, der Onomastik und der Planlinguistik besonders auch um das Albanische bemüht, wobei die diachrone Vorgeschichte und hier vor allem die diachrone Phonologie der albanischen Sprache sowie die Frage nach der Herkunft der Albaner den Schwerpunkt seiner Forschung bilden. Aus seiner Forschungstätigkeit zum Albanischen<sup>1</sup> sei hier nur auf folgende Arbeiten hingewiesen, in denen Ö. neben seiner Habilitationsschrift zu wichtigen Fragen der albanischen Sprachgeschichte Stellung genommen hat: „Einige Überlegungen zur Laryngaltheorie an Hand des Albanischen“<sup>2</sup>, „Griechisch-albanische Sprachbeziehungen I: Untersuchungen zum altgriechischen Wortgut im Albanischen“<sup>3</sup>, „Zwei oder drei Gutturalreihen? Vom Albanischen aus gesehen“<sup>4</sup>. Ö. fungierte schließlich auch als Herausgeber der Akten der 1972 in Innsbruck abgehaltenen internationalen albanologischen Tagung zu Ehren Norbert Jokls<sup>5</sup>.

- 1 Siehe zu seinen Arbeiten bis 1987 das von Hans Schmeja bearbeitete Schriftenverzeichnis in der Ö. gewidmeten Festschrift (*Sprache, Sprachen, sprechen. Festschrift für Hermann M. Ölberg zum 65. Geburtstag am 14. Oktober 1987*, hg. von Manfred Kienpointner und Hans Schmeja, Innsbruck 1987), 289–294.
- 2 Erschienen in *Kubns Zeitschrift* 86, 1972, 121–136.
- 3 Erschienen in Robert MUTH (Hrsg.): *Serta Philologica Aenipontana* II. Innsbruck 1972 (= IBK 17), 33–64.
- 4 Erschienen in *Scritti in onore di Giuliano Bonfante*, vol. 2, Brescia 1976, 561–570.
- 5 *Akten des Internationalen Albanologischen Kolloquiums Innsbruck 1972 zum Gedächtnis an Norbert Jokl*, hg. von Hermann M. Ölberg, Innsbruck 1977.

Nummehr, 41 Jahre nach dem Einreichen dieser Habilitationsschrift liegt sie dankenswerterweise in prinzipiell unveränderter Form gedruckt vor (S. 11–160), vom Herausgeber jedoch zusätzlich um ein Wortverzeichnis erweitert (S. 161–180). Ö.s Untersuchung selbst gliedert sich in folgende Abschnitte:

S. 13–14: „Chronologie der albanischen Sprachgeschichte“. Ö. stellt hier seine Periodisierung der albanischen Sprachgeschichte vor, die er in vier verschiedene Phasen einteilt. Problematisch erscheint hierbei jedoch die von Ö. seinerzeit verwendete Terminologie. So wird die Sprachform des ersten nachchristlichen Jahrtausends Altalbanisch (Albanisch II<sup>6</sup>) genannt, die Periode danach bis zum Beginn der schriftlichen Überlieferung im 15. Jahrhundert Mittelalbanisch (Albanisch III) und die daran anschließende, bis heute gehende Periode Neualbanisch (Albanisch IV). Dazu ist zu bemerken, dass in der gegenwärtigen Albanologie der Terminus Altalbanisch die Sprachform und die Denkmäler des 16.–18. Jahrhunderts bezeichnet (so üblicherweise auch alban. *shqipja e vjetër*), erst gegen Ende des 18., bzw. zu Anfang des 19. Jahrhunderts (im Verein auch mit dem literarischen Erblühen im Rahmen der sog. Rilindja-Bewegung) setzt jene Sprachform ein, die Neualbanisch zu nennen ist. Ö.s Terminologie stellt die Denkmäler des 16.–18. Jahrhunderts, deren Phonologie, Morphologie, Syntax sowie Lexikon bisweilen doch erheblich von den heutigen Verhältnissen (vom Standard ganz zu schweigen) abweicht<sup>7</sup>, ungerechtfertigt auf eine Stufe mit dem heutigen Neualbanischen. Ebenso problematisch erscheint Ö.s Begriff vom Mittelalbanischen, der zwar u.a. in Geographie, Geologie oder auch in den Geschichtswissenschaften gut etabliert ist, in der Linguistik dagegen ohne Grundlage und isoliert ist und deshalb auch vermieden werden sollte<sup>8</sup>. Was die Periodisierung der albanischen Sprachgeschichte vor der schriftlichen Dokumentation im 15. bzw. 16. Jahrhundert<sup>9</sup> betrifft, so liegen bislang mehrere Versuche vor<sup>10</sup>, zuletzt SCHUMACHER/MATZINGER (2013: 206f.), wo die Sprachgeschichte des Albanischen vor der schriftlichen Dokumentation in zwei Perioden eingeteilt wird: Frühuralbanisch bis etwa an die Zeitenwende und Späturalbanisch von der Zeitenwende bis zur Aufgliederung in die beiden Varietäten Gegisch und Toskisch irgendwann im Frühmittelalter, jedenfalls vor dem Beginn der schriftlichen Dokumentation.

6 Unter Albanisch I fasst Ö. den Zeitraum von der Ausgliederung des Albanischen aus der idg. Grundsprache bis zum Beginn des albanisch-lateinischen Sprachkontakts.

7 Eben diese Unterschiedlichkeiten in Phonologie, Morphologie, Syntax und Lexikon der Dokumente des 16.–18. Jahrhunderts im Gegensatz zur späteren Sprachform erlauben eine klare Periodisierung der neuzeitlichen, schriftlich dokumentierten albanischen Sprachgeschichte!

8 In der neuzeitlichen albanischen Sprachgeschichte gab es nämlich nur einen klaren Übergang einer älteren in eine neuere, bis heute bestehende Sprachform, d.h. den Übergang vom Alt- zum eben Neualbanischen, eine „mittelalbanische“ Periode (analog etwa zur mittelhochdeutschen Periode der deutschen Sprachentwicklung) lässt sich nicht konstatieren; die Übergangszeit am Ende des 18. Jahrhunderts mit ihren Denkmälern kann im Bedarfsfall als spätes Altalbanisch bezeichnet werden.

9 Die literarische Dokumentation beginnt 1555 mit Gjon Buzuku, aus dem 15. Jahrhundert stammt die vorliterarische Dokumentation mit Einzelwörtern, Einzelsätzen und anderen nur fragmentarischen Belegen.

10 Vgl. u.v.a. nur HOCK 2005 oder MATZINGER 2012: 77f.

S. 16–59<sup>11</sup>: „Nasalität und Nasalitätsverlust. Das Verhältnis von Gegisch und Toskisch“. In diesem umfangreichen Kapitel<sup>12</sup> behandelt Ö. das für die gegische Varietät typische suprasegmentale Phänomen der phonologisch distinktiven Nasalisierung der Vokale, denen in der toskischen Varietät orale Vokale gegenüberstehen<sup>13</sup>. Ö. untersucht dabei das gegenseitige Verhältnis der geg. Nasalvokale zu den tosk. Oralvokalen, wobei die diachrone Bestimmung der untersuchten Beispiele im Mittelpunkt steht. Ö.s Kapitel ist die bislang umfangreichste Abhandlung zur Nasalisierung im Gegischen, einem komplizierten Phänomen, das auf Grundlage der modernen Dialekte der gegischen Varietät in seinen Erscheinungsformen (sekundäre Nasalisierung wie sekundäre Denasalisierung) durchaus gut untersucht werden kann, dessen ältere Vorstufe dagegen nur schwer fassbar ist. Grundsätzlich muss aber vorausgesetzt werden, dass das Altgegische ebenso wie (konservative) moderne geg. Dialekte eine phonologisch distinktive Nasalisierung (d.h. kurze wie lange Nasalvokale) besessen hat, auch wenn die altgeg. Denkmäler in deren Bezeichnung defektiv sind, lediglich der Autor Pjetër Bogdani (1685) bezeichnet Nasalität sporadisch. Die Frage nach der Nasalität in altgegischen Dokumenten und ihr Verhältnis zur graphischen Darstellungsebene bleibt somit noch im Detail zu untersuchen, wobei das bei Ö. gebotene Material durchaus hilfreich zur Hand genommen werden kann.

S. 60–103: „Der indogermanische Kurzvokalismus“. In diesem langen Abschnitt geht Ö. der Entwicklung der idg. Kurzvokale im Albanischen nach, wobei aber auch, wie schon zuvor in der Untersuchung zur Nasalisierung, die Entwicklung des Kurzvokalismus der lateinischen Lehnwörter in die Behandlung miteinbezogen wird. Dieser Abschnitt enthält zahlreiche sowie brauchbare Beispiele<sup>14</sup>, doch ist gleichzeitig auch zu bedenken, dass nach über 40 Jahren eine Reihe von Fragen zur diachronen Entwicklung des albanischen Vokalismus heute bisweilen differenzierter beantwortet

11 Der vorangehende überaus kurze Abschnitt ‚Zur Frage eines prothetischen Vokales‘ von S. 15–16 kommt auf die Frage zu sprechen, ob das Albanische Reflexe eines sog. prothetischen Vokals aufweist, was Ö. letztlich verneint. Was zur Zeit der Abfassung dieser Arbeit als sog. prothetischer Vokal verstanden wurde, ist nach heutigem Verständnis die Frage nach vokalischen Reflexen anlautender präkonsonantischer idg. Laryngale im Albanischen, die durchaus nicht leicht beantwortbar ist, siehe die aktuelle Diskussion dazu in SCHUMACHER/MATZINGER 2013: 246f. (wozu auch S. 267).

12 Eine überarbeitete Fassung dieses Kapitels erschien separat unter dem Titel ‚Fragen der albanischen Sprachgeschichte. Grundsätzliches zur Nasalisierung‘ in *Dissertationes Albanicae in honorem Josephi Valentini et Ernesti Koliqi septuagenariorum*, München 1973, 176–206.

13 Siehe z.B. FIEDLER/BUCHHOLZ 1987: 36 (mit wichtigen Noten auf S. 58). Historisch entstand das Phänomen der Nasalisierung aus oralen Vokalen in der Stellung vor folgendem Nasalkonsonanten, doch ist zu beachten, dass die Nasalisierung im synchronen phonologischen System des Gegischen nicht (mehr) positionsbedingt ist.

14 Besonders hervorgehoben sei jedoch der Abschnitt ‚Zur Labialisierung von *i > y*‘ (S. 95–99), der Beispiele für dieses bis heute noch nicht konsequent untersuchte phonologische Phänomen bietet (siehe jedoch SCHUMACHER/MATZINGER 2013: 274). Zum aktuellen Stand der Erklärung der diachronen Entwicklung des albanischen Vokalsystems siehe jedenfalls die Darstellung in SCHUMACHER/MATZINGER 2012: 206f.

wird (so vgl. z.B. die Ausführungen zur Entwicklung von idg. \**e* in SCHUMACHER/MATZINGER 2012: 217f.).

S. 104–117: „Der indogermanische Langvokalismus“. Wie schon beim Kurzvokalismus so wird auch hier mit vielen Beispielen der Entwicklung der idg. Langvokale sowie der Langvokale in den lateinischen Lehnwörtern nachgegangen. Es sei dem Rezensenten erlaubt, hier lediglich einen kleinen Hinweis zur Substitution des latein. *ā* im Albanischen zu geben. In der Regel wird angenommen (so auch bei Ö., S. 105), dass das latein. *ā* im Albanischen durch das Phonem kurz *a* substituiert wurde. Dies ist im Grunde korrekt und trifft auf die Mehrzahl der Fälle zu (z.B. *fat* ‘Schicksal, Glück’ ← *fātum*). Jedoch muss hier besonders die Chronologie von Entlehnungen beachtet werden, denn es lässt sich feststellen, dass auf einer zeitlich sehr frühen Entlehnungsstufe latein. *ā* noch mit genuin uralban. \**ā* substituiert wurde, das sich sodann in den Erb- und auch Lehnwörtern mit Rundung zu \**o* entwickelt hat. Ein derartiger Fall liegt in dem aus latein. *-ārius* entlehnten Suffix altalban. (geg.) *-uor/-uer* vor (siehe Einzelheiten dazu bei MATZINGER 2012: 80f. und SCHUMACHER/MATZINGER 2013: 221)<sup>15</sup>.

S. 118–124: „Die indogermanischen Diphthonge“. Den bei Ö. in diesem Abschnitt genannten Ergebnissen ist im Grunde wenig hinzuzufügen, abgesehen davon, dass die Entwicklung von idg. \**eu* anders als Ö. S. 121–122 meint, nicht zu alban. *e*, sondern zu alban. *a* geführt hat (siehe im Einzelnen SCHUMACHER/MATZINGER 2013: 228).

S. 125–142: „Miscellanea“. Im abschließenden Kapitel fasst Ö. die Ergebnisse seiner Untersuchung zusammen und versucht dabei, die Chronologie der einzelnen Lautentwicklungen in den verschiedenen Perioden der albanischen Sprachgeschichte nachzuzeichnen<sup>16</sup>. Weiterhin kommt Ö. in diesem Abschnitt auch auf die Frage der synchronen (alt)albanischen Vokalquantitäten<sup>17</sup> und die Entwicklung des Vokalismus im Nebenton<sup>18</sup> zu sprechen.

Als Fazit ergibt sich, dass Ö.s Untersuchung zur diachronen Entwicklung des alban. Vokalismus auch mehr als 40 Jahre nach ihrer Abfassung noch eine sehr lesenswerte Darstellung ist, wenngleich man dabei natürlich nie vergessen darf, dass in den vergangenen vier Jahrzehnten die diachrone Erforschung des Albanischen viele über Ö.s damalige Darstellung hinausreichende Fortschritte erzielt hat. Es ist auf der einen

15 Der Faktor unterschiedlicher Chronologie von Entlehnungen wird auch bei der Besprechung der Substitution von latein. kurzem *o* im Albanischen bei Ö. S. 83 leider nicht berücksichtigt. Bekanntermaßen gibt es neben der Substitution von latein. *o* mit alban. *o* (dessen eine Quelle u.a. oben genanntes älteres \**ā* ist) auch Fälle, in denen, abgesehen von jenen Beispielen, wo die latein. Ausgangsform schon *u* hatte, alban. *u* als das ältere Substitutionsphonem auftritt (siehe auch SCHUMACHER/MATZINGER 2013: 213).

16 Vgl. hierzu unbedingt die von HOCK 2005 ausgearbeitete Chronologie der alban. Lautentwicklungen.

17 Was Ö.s ausführliche Diskussion der (alt)albanischen Vokalquantitäten (S. 133–138), und zwar speziell der Längen betrifft, so kann dieser Abschnitt nur hoch eingeschätzt werden, da zur damaligen Zeit in der Albanologie (von Eqrem Çabej abgesehen) derartige Fragen so gut wie gar nicht beachtet und diskutiert wurden.

18 Siehe dazu jetzt auch SCHUMACHER/MATZINGER 2013: 209f.

Seite zu bedauern, dass die Untersuchung seinerzeit unpubliziert geblieben ist, als die Albanologie eine derart solide Arbeit aus kompetenter Hand gebraucht hätte. Auf der anderen Seite jedoch ist man dem Herausgeber Bardhyl Demiraj zu besonderem Dank verpflichtet, dass er der Wissenschaftsgeschichte der Albanologie diese Arbeit endlich als Nachlese verfügbar gemacht hat.

### Bibliographie

- BUCHHOLZ, Oda; FIEDLER, Wilfried (1987): *Albanische Grammatik*. Leipzig.
- HOCK, Wolfgang (2005): „Zur Vorgeschichte des albanischen Lautsystems“. In: G. Meiser, O. Hackstein (Hrsg.): *Sprachkontakt und Sprachwandel. Akten der XI. Fachtagung der Indogermanischen Gesellschaft, 17.–23. September 2000*, Halle an der Saale. Wiesbaden. 261–174.
- MATZINGER, Joachim (2012): „Der lateinisch-albanische Sprachkontakt und seine Implikationen für die Vorgeschichte des Albanischen und der Albaner“. In: W. Dahmen, G. Holtus, J. Kramer, M. Metzeltin, W. Schweickard, O. Winkelmann (Hrsg.): *Südosteuropäische Romania. Siedlungs-/Migrationsgeschichte und Sprachtypologie. Romanistisches Kolloquium XXV*. Tübingen. 75–103.
- SCHUMACHER, Stefan; MATZINGER, Joachim (2013): *Die Verben des Altalbanischen. Belegwörterbuch, Vorgeschichte und Etymologie*. Wiesbaden.

Wien

JOACHIM MATZINGER

STEFAN MICHAEL NEWERKLA, FEDOR B. POLJAKOV, OLIVER JENS SCHMITT (Hrsg.): *Das politische Lied in Ost- und Südosteuropa*, Redaktion: Hansfrieder Vogel, Armina Galijaš. LIT Verlag: Münster 2011. 308 S. ISBN 978-3-643-50255-1.

Ein vergleichender Sammelband zum Zusammenwirken von Musik, Text und politischer Propaganda in den Nationalstaaten (Süd)osteuropas im 20. Jahrhundert ist ein überaus begrüßenswertes Unternehmen – ein Unterfangen, das die politisch konstruktive Rolle von Kultur und ihre propagandistische Instrumentalisierung in ein neues Licht rückt. Wenn zudem noch namhafte Herausgeber wie der Albanien-Historiker Oliver Jens Schmitt, der russische Philologe Fedor Poljakov und der Slawist Michael Newerkla hinter diesem Projekt stehen, kann man nur ein seriöses und fundiertes Werk erwarten.

Das Erscheinen des Sammelbandes fällt in eine Zeit, in der zunehmend nationale Fallstudien zur Thematik Musik und Politik veröffentlicht werden: diese beschäftigen sich etwa mit der Rolle von Musik im Umfeld der Jugoslawien-Kriege auf serbischer (GORDY 1999) und kroatischer Seite (BAKER 2010), oder jüngst mit der politisierten Rolle von Festivalteilnahmen (süd)osteuropäischer Länder beim Eurovision Song Contest (TRAGAKI 2013). Die kommunistische Periode bzw. die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg spielen bisher eine untergeordnete Rolle in dieser Betrachtung und werden nur vereinzelt behandelt (LONGINOVIĆ 2001). Auch eine vergleichende Perspektive steht bisher noch aus. Diese Lücke versucht das vorliegende Werk zumindest für einen deutschsprachigen Leserkreis zu füllen. Zurück geht der Sammelband auf eine Ringvorlesung an der Universität Wien im Sommersemester 2009. Leider wird das Buch diesem Anspruch nur bedingt gerecht. Zwar bieten die insgesamt 15 Beiträge eine überaus große Fülle an Material aus Archivquellen, Internetrecherche

aber auch aus Feldforschungen: dennoch bleibt die Analyse der Zusammenhänge von politischem Lied und der Mobilisierung der Massen eindimensional auf die textliche Ebene beschränkt. Diese Textzentrierung wird schon bei der Auswahl der Herausgeber deutlich: unter den Namen befinden sich Historiker und Philologen aber keine einziger Musikwissenschaftler. Folgerichtig spielt die Musik selbst und vor allem die Aufführungspraxis – als entscheidendes Moment für emotionale und politische Mobilisierungen aber auch für subversive Verhaltensweisen – kaum eine Rolle. Stattdessen wird dem Text eine übergroße Rolle zugeschrieben. Eine positive Ausnahme in diesem Zusammenhang bietet der Beitrag von David TOMPKINS, der den Vermittlungsstrategien von populärer Musik im kommunistischen Polen nachgeht. In der Mehrzahl der Beiträge hingegen wird weitgehend Bekanntes wiedergegeben: Alojz IVANIŠEVIĆ kommt einmal mehr auf die militante rechtsextreme kroatische Gruppe Thompson zu sprechen, Armina GALIJAŠ weist wie andere vor ihr auf die Zusammenhänge zwischen Turbofolk und nationalistischer Mobilisierung im Serbien der Jugoslawien-Kriege hin. Die dabei geäußerten Hypothesen sind dabei alles andere als innovativ. Musik – die im Sammelband wie gesagt keiner weiteren Analyse unterzogen wird – einfach als „Spiegel“ politischer Einstellungen zu apostrophieren, ist einfach zu wenig und negiert die essentielle und doppeldeutige Mitgestaltungsrolle von musikalischen Phänomenen bei gesellschaftlichen Konstruktions- und Transformationsprozessen. Wirklich neue Perspektiven eröffnet das Buch im Hinblick auf das politische Lied in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Oliver Jens SCHMITT beschreibt in seinem Beitrag eindrucksvoll wie etwa im Rumänien der Zwischenkriegszeit Kampflieder essentiell zur Ausstrahlungskraft der antisemitischen „Legion Erzengel Michael“ beitrugen und durch welche Prozesse Lieder Teil der Propaganda und die Propaganda Teil der Lieder wurde. Der Schaffensprozess und die Aufführung der Lieder waren dezidiert politische Akte – das weist Schmitt anhand eines reichen Archivmaterials und Berichten von Zeitzeugen eindrucksvoll nach. Neben Rumänien und dem ehemaligen Jugoslawien weitet der Band den geographischen Betrachtungshorizont bis in die Ukraine, die Slowakei und Russland aus. Leider fehlen im Sammelband die Kurzbiographien der Autoren. Zudem hat man den Eindruck, dass beim dichtgedrängten Satz und der kleinen Schriftgröße von Seiten des Verlags die Idee vorherrschte, möglichst viel Text auf möglichst wenigen Seiten unterzubringen. Ein Umstand, der das Lesen dieses materialreichen, aber sich auf die historisch-philologische Analyse beschränkenden Sammelbandes nicht gerade erleichtert.

### Literatur

- BAKER, Catherine (2010): *Sounds of the Borderland-Popular Music, War and Nationalism in Croatia since 1991*. Ashgate: Farnham.
- GORDY, Eric (1999): *The Culture of Power in Serbia: Nationalism and the Destruction of Alternatives (Post-Communist Cultural Studies)*. Pennsylvania State University Press: University Park.
- LONGINOVIĆ, Tomislav (2001): „Musik Wars: Blood and Song at the End of Yugoslavia“. In: Ron Radano, Phil Bohlman (eds.): *Music and Racial Imagination*. Chicago: University of Chicago Press.
- TRAGAKI, Dafni (ed.) (2013): *Empire of Song: Europe and Nation in the Eurovision Song Contest* (= *Europea: Ethnomusicologies and Modernities*). Lanham: Scarecrow Press.

Halle/Saale

ECKEHARD PISTRICK



KONSTANTINOS CHRISTOMANOS: *Η κερένια κούκλα* [Die wächserne Puppe]. Crete Univ. Presse: Heraklion 2013. 442 S. ISBN 978-960-524-410-1.

In der Reihe „Alte Texte in neuen Interpretationen“ erscheint als erster Band der einzige Roman des Gesellschafters und Griechisch-Lehrers der „einsamen“ Kaiserin Elisabeth, der bis zu seiner Ausweisung aus der Habsburger Monarchie wegen der Veröffentlichung der *Tagebuchblätter* 1898, die die vertraulichen Konversationen mit der Kaiserin in Wien, auf Korfu und auf Reisen in einer spätrömantischen hymnischen Prosa beschreiben, elf Jahre in Wien verbringen durfte, sich hier im Café „Griensteidl“ im Kreis der Symbolisten um die „Wiener Rundschau“, deren Mit-herausgeber er auch gewesen ist, einen Namen gemacht hat mit seinen *Orphischen Liedern* und dem Symboldrama *Die graue Frau*, späterhin in Athen zum Direktor der kurzlebigen „Neuen Bühne“ (1901–1905) geworden ist und im Griechischen zwei weitere Dramen verfasst hat (*Die drei Küsse* und *Der Däumling*), jedoch bereits 1911 im Alter von 44 Jahren an Tuberkulose verstorben ist, als exzentrischer Dandy der *belle époque* in Athen und einer der ersten Autobesitzer in der Stadt ein Außenseiterdasein in den Zirkeln der *literati* nach der Jahrhundertwende von 1900 geführt hat. Dieser erste und einzige Roman, „Die wächserne Puppe“, von dem auch eine deutsche Übersetzung von Fritz Steinmetz (*Die Wachspuppe*, Hamburg 1929) existiert sowie eine Theaterbearbeitung von Pantelis Horn, die 1915 in Athen aufgeführt wurde (dazu W. PUCHNER: *Ο Κωνσταντίνος Χρηστομάνος ως δραματογράφος*, Athen 1997, 323–347), besitzt eine besondere Stellung in den Stillkonstellationen der griechischen Moderne um 1900 zwischen Ästhetizismus, Neuromantik und Symbolismus, und zwar vor allem aus zwei Gründen: 1) als Textzeuge einer Literaturproduktion des Demotizismus in einer Stillage, die keine Nachfolge gefunden hat, und 2) als ein Romantext, der in oszillierender Koinzidenz Symbolismus mit naturalistischer Milieu-Studie verbindet, Ästhetizismus mit realistischer Detailschilderung.

Die schwulstig-schwüle neoromantische Detailfreude, Pessimismus, Todessehnsucht und Schönheitskult des Wiener Symbolisten-Deutsch wird in ein adäquates Spachambiente des Neugriechischen übertragen, und zwar in einer Phase, da der Demotizismus gerade auf dem Wege war, die provinzialistische Anfangsphase des Heimatromans und der Dorfnovelle im Literaturgebrauch der Volkssprache zu überwinden (vgl. W. PUCHNER: „Der Tod des Pallikaren“ von Kostis Palamas (1891). Studien zur griechischen Dorfnovelle“, *Von Herodas zu Elytis. Studien zur griechischen Literaturtradition seit der Spätantike*. Wien, Köln, Weimar 2012, 423–454); Christomanos hat die *Tagebuchblätter* selbst ins Griechische übersetzt (mit dem direkteren Titel *Το βιβλίο της αυτοκράτειρας Ελισάβετ*, Athen 1908), so dass sich die seltene Gelegenheit ergibt, die Übersetzungsstrategien des Autors selbst bis ins Vokabular hinein verfolgen zu können, von einer exzentrischen Stillage in einer literarisch elaborierten und nuancenreichen Ausgangssprache in eine noch neu zu formende analoge Stillage in einer Zielsprache, die sich in der ästhetisierenden Spielart erst erproben muss (vgl. die Textvergleiche Deutsch-Griechisch in W. PUCHNER: «Η Αυστρία στα ελληνικά γράμματα και το ελληνικό θέατρο». *Το θέατρο στην Ελλάδα*. Athen 1992, 223–282, bes. 254–267; zum Dramenwerk ders.: „Konstantinos Christomanos und das Theater des *fin de siècle* in Österreich und Griechenland“. *Beiträge zur Theaterwissenschaft Südosteuropas und des mediterranen Raums*, 1. Bd. Wien, Köln, Weimar 2006, 307–317).

Der „Athener Roman“ *Die wächserne Puppe*, 1908 zuerst als Fortsetzungsroman in einer Athener Zeitung veröffentlicht, 1911 in Buchform als literarischer Schwannengesang seines Autors erschienen, ist oft aufgelegt worden und darf auf eine reichhaltige Sekundärliteratur blicken. Die Anzeige einer Neuauflage des Textes, wenn auch bereinigt von den vielen typographischen Fehlern vorhergegangener Editionen, allerdings mit Emendationen in das eigentümlich reiche Punktationssystem von Christomanos mit den vielen Ausrufungszeichen, angezeigten Pausen, Bindestrichen, Punkten in beliebiger Anzahl usw., die eher an eine schauspielerische Deklamation denken lassen, wäre vielleicht nicht der Mühe wert gewesen, wäre da nicht die feinfühligste Analyse von Angela Kastrinaki, Prof. für neugriechische Philologie an der Univ. Kreta, zu Ideen und Symbolen in diesem Roman («*Σαν τις μυγαλιές». Ιδέες και σύμβολα στην Κερένια Κούκλα*), die mehr als 200 Seiten und die Hälfte des Bandes umfasst (235–442) bzw. auch ein nützliches Glossar für den heutigen Leser bringt. Diese ausreichend belegte Studie geht auf die legendenumwobene Persönlichkeit von Christomanos ein, die Meinung von Literaturzeugen, seine Theatertätigkeit, seine Wiener Werke, seine Literaturproduktion im Griechischen, wo sich in den Dramen schon die Vorliebe für Ibsensche Dreieck-Konstellationen eines Mannes zwischen zwei Frauen abzeichnet, welche auch für *Die wächserne Puppe* ausschlaggebend ist, allerdings nun nicht mehr im märchenhaften Milieu des Achilles-Schlusses auf Korfu (*Die graue Frau*) oder im bürgerlichen Salonmilieu (*Die drei Küsse*), sondern im naturalistischen Unterschichten-Milieu der Athener Vorstadt, wo die lungenkranke Virginia an dem Tag verstirbt, wo ihr Gatte, Nikos, die junge Liolia zur Seinen macht; aus der Vereinigung, durch eine Ehe nachträglich legitimiert, geht ein bleiches Kind hervor, die wächserne Puppe, das schon bald verstirbt. Am nächsten Tag wird Nikos in einem Streit erschlagen; die Rache der Toten hat sich erfüllt und die junge kinderlose Witwe bleibt allein zurück. Eine ganze Reihe von Motiven verbindet den Roman mit dem übrigen Literaturwerk von Christomanos.

Dieser Analyse ist ein Großteil der Studie gewidmet (273ff.). Zuerst wird das Echo der Veröffentlichung von 1908 verfolgt, denn die süßliche Sprache von Christomanos ist auch für die Demotizisten der Zeit ungewöhnlich gewesen und hat eigentlich auch keine Nachfolger gefunden (ähnlich wie übrigens auch der drastische Sprachduktus von Kazantzakis). Ein weiterer Abschnitt ist der Inhaltsanalyse gewidmet (281ff.), den Narrationstechniken der auktorialen Erzählers und seinen Sympathien, der sich unverhohlen unmittelbar an den Leser wendet (287), sowie den Nuancen der Erzählstrategien zwischen «showing» und «telling»: in der berühmten Beschreibung des Athener Karnevals vergisst er seitenlang scheinbar überhaupt seine Protagonisten, ebenso wie bei der Beschreibung blühender Wiesen und Blumenarten (dasselbe in den *Tagebuchblättern* – Christomanos hat nicht nur Schnitzler gelesen, sondern offenbar auch Stifter); an anderen Stellen gesellt er sich gleichsam gleichberechtigt zu seinen Hauptpersonen und verlässt die privilegierte Erzählerposition. Die naturalistische Milieuschilderung wird durch die dithyrambischen Naturschilderungen der attischen Landschaft aufgewogen. Bei den Stadtbeschreibungen wird auch ein Vergleich mit George Horton, *Modern Athens*, New York 1901 angestellt (ein Hinweis auf die Athener Erzählungen von Michael Mitsakis wäre wahrscheinlich zielführender gewesen); hier verbinden sich realistische Züge der Milieuschilderung mit einer sensiblen ästhetisierenden Beobachtungsgabe und einer Tendenz zur reflektie-

renden Transzendierung des Gesehenen. Der Roman kann allerdings auch in die Tradition der erotischen Romane gestellt werden (305ff.); hier holt die Verfasserin bis ins 18. Jh. aus, geht auf die Dreieckskonstellation der *ménage à trois* ein (324ff.), auf das Liebesverlangen als Motiv, die ersten Sex-Szenen der griechischen Literatur im Ästhetizismus (329ff.), eine Perspektive die noch bis in die Zwischenkriegszeit weiterverfolgt wird, auf die griechische Hamsun-Rezeption, den Erotizismus als Stilmittel (hier wäre der Einfluss von Klimt und dem Jugendstil bzw. Sezessionismus auf Christomanos doch näher auszuführen gewesen). Über die *coincidentia oppositorum* von Symbolismus (Neuroromantik, Ästhetizismus) und realistischer Milieuschilderung bei Christomanos ist viel Tinte geflossen (344ff.): die Verf. entscheidet sich eher für Symbolismus (was dem Kreis um die «Wiener Rundschau» eher entspricht, hier könnte man auch den Impressionismus in Rechnung stellen) als für *décadence* (im Gegensatz zu Ant. Glytzuris, der für den jungen Kazantzakis und die griechische Moderne diesen Terminus bevorzugt; vgl. meinen Aufsatz «Και πάλι για τον θεατρικό Καζαντζάκη 1906–1910», *Parabasis* 11, 2013, 189–204). Doch für die Terminologie gibt es eben keine schnittklaren Lösungen. Weitere Abschnitte beschäftigen sich dann mit Themen und Motiven: der schon im Prolog geäußerte Hymnus auf die Lebensfreude zusammen mit der Todesgewissheit, zur Ambiguität der Gefühle, Symbolismen wie Sonne/Mond (hier wäre wahrscheinlich die Malerei doch stärker zu berücksichtigen), Blumen und Blüten, Eros und Tod in den Blumen (vgl. den ersten Symbolroman *Schlange und Lilien* von Kazantzakis), das verdorrte Mandelbäumchen, Bienen und Schmetterlinge, Honig und Wachs, Amor und Psyche, Christus und Maria, die Große Göttin und die Unsterblichkeit, Hieros Gamos und Magie, Tod und Auferstehung, Theosophie und Naturphilosophie, Schopenhauer, Katholizismus, Wilde usw.

Der scheinbare Milieu-Roman einer Athener Vorstadt-Liebestragödie geht weit über den Realismus und Naturalismus seiner Zeit hinaus und spiegelt den literarischen Wissenshorizont der Moderne wider, indem das Alltagsleben der Unterschichten in seiner Beschränktheit und Materialität laufend transzendiert wird in eine naturkultische Metaphysik hinein, wo sich die Gegensätze von Lebenstrunkenheit und Todessehnsucht aufheben im ständigen Kreislauf von Werden und Vergehen. Das letzte Wort hat der von Christomanos kaum erwähnte Nietzsche, der im Athen der *belle époque* so oft zitiert wird und für viel Aufsehen gesorgt hat, aber nur oberflächlich rezipiert worden ist. Die einfühlsame Studie positioniert das letzte Literaturwerk von Christomanos in seiner Zeit und seinen verschiedenen Gattungstraditionen; Christomanos ist, obwohl er sein geistiges Profil im kosmopolitischen Geistesleben der Donaumetropole erhalten hat, eine Schlüsselfigur der griechischen Moderne, die, wie sich hier zeigt, nur mit ihren eigenen Maßstäben adäquat beurteilt werden kann und deren eigenwillige Ästhetik nicht immer ganz in die vorgegebenen Stil Kategorien der mittel- und westeuropäischen Literaturströmungen passen will. Rezeption ist in ihren besten Versionen ein kreativer Vorgang, und die etablierten ästhetischen Etiketten der Literaturgeschichte erweisen sich bei den Analyse der südosteuropäischen Moderne oft als wenig griffig und nur beschränkt aussagehaltig.

Athen/Wien

WALTER PUCHNER

JULIA EGLEDER: *Peace through Peace Media? The media activities of the international missions (KFOR and UNMIK) and their contribution to peacebuilding in Kosovo from 1999 till 2008* (= Schriftenreihe der Stipendiatinnen und Stipendiaten der Friedrich-Ebert-Stiftung Band 43). LIT Verlag: Berlin 2013. 317 S. ISBN 978-3-643-90354-9.

Die Autorin dieser Dissertation geht der Frage nach, wie die Medienaktivitäten von beiden internationalen Präsenzen im Kosovo, UNMIK (die zivile UN-Wiederaufbaumission) und KFOR (die NATO-geführte militärische Organisation), einen Beitrag zur Deeskalation und Annäherung der albanisch und serbischen Bevölkerungsteile nach dem Krieg 1999 bis zum Jahr 2008 geleistet haben.

In ihrer Forschung geht die Autorin in mehreren Schritten vor. Zunächst legt sie das theoretische Grundgerüst ihrer Arbeit zurecht – es handelt sich ja um eine Dissertation. In diesem ersten Teil definiert sie Friedensjournalismus, die Wirkungen der Medien sowie ihr Verständnis eines guten Kommunikationsprozesses. Daraus wird ein Schema abgeleitet, in dessen Licht die Bemühungen von UNMIK und KFOR analysiert und beurteilt werden sollen. Im zweiten, „empirischen“ Teil evaluiert die Autorin die Inhalte der Medienarbeit, den Produktionsprozess medialer Erzeugnisse und die Wirkung der Aktivitäten genannter Akteure. Im letzten Teil werden die Schlussfolgerungen gezogen sowie Politik- und Theorieempfehlungen vorgestellt.

EGLEDER stellt heraus, dass während die UNMIK wohl Friedensjournalismus betrieb, es der KFOR eher um die Beeinflussung der Zivilbevölkerung ging, was sie wiederum in der journalistischen Medienarbeit oberflächlich machte. Die Autorin identifiziert auch eines der Hauptmängel beider Akteure, nämlich die lückenhafte Aufarbeitung des Kriegs 1999. In der Frage des Produktionsprozesses zeigte sich die KFOR effektiver als die UNMIK, weil sie besser die Zielpublikum segmentieren, die Produktion planen und die Maßnahmen umsetzen konnte. Die „friedensfördernde“ Wirkung der Medienaktivitäten beider Akteure wird als relativ gering eingestuft. Die Antwort auf die Forschungsfrage lautet also, dass der Beitrag beider positiv aber nicht überwältigend war.

Die Arbeit hat einige Stärken. Die Einmaligkeit dieser Untersuchung ist sicher eine dieser Stärken. Noch nie wurde die Frage der Wirkung der institutionellen Kommunikation von UNMIK und KFOR gestellt. Ebenfalls noch nie sind ihre medialen Produkte systematisch als zeithistorische Quellen aufgearbeitet worden. Die vertiefte Textanalyse und quantitative Auswertung von Schwerpunkten aber auch von dargestellten Perspektiven und Interviewpartnern macht die Dissertationsschrift interessant und spannend und schafft einen großen Mehrwert.

Der Leser, der sich für die Deskription dieser Zusammenhänge oder für eine Aufarbeitung zeithistorischer Quellen interessiert, dürfte in diesem Buch genug und gutes Material finden. Jener, der eher eine Reflexion sucht, wird enttäuscht werden.

Das Buch hat Mängel auf mindestens drei Ebenen. Zunächst ist nur schwerlich zu verstehen, ob der im ersten Teil ausgearbeiteten Kriterienkatalog tatsächlich aus den dargestellten Theorien ableitbar ist und inwiefern er sich von normativen Vorgaben abgrenzt. Die Autorin lässt es (sehr) offen, ob die Kriterien, die sie untersucht, allgemein applizierte Kriterien oder von ihr (persönlich) gewünschte Zustände sind. Ebenso scheint sie sich nicht damit auseinandergesetzt zu haben, ob die zu untersu-

chenden Akteure die Kriterien überhaupt erfüllen konnten. Eine militärische Organisation mit einem UN-Einsatz und mit den Gepflogenheiten des Journalismus gleich behandeln zu wollen deutet auf ein Überstrapazieren des Erklärungsmodells.

Zweitens wird der Kosovo-Konflikt auf eine ethnische Dimension reduziert. Auch dies ist problematisch, zumal keine vertiefte Reflexion über „Ethnizität“, die Geschichte des Kosovo oder ändernde Loyalitätsverhältnisse vorgenommen wird. Ja, die anderen „Ethnien“ werden ausgeklammert. Dies ist zwar möglich, muss aber mit einer kritischen Beurteilung des Vorgehens einhergehen, was im Buch insgesamt fehlt. Um den Konflikt nachzuzeichnen, geht die Autorin auf die Darstellungen des (sehr guten) Journalisten Tim JUDAH zurück, was aus der wissenschaftlichen Perspektive bereits fragwürdig ist. Noch fragwürdiger ist jedoch, dass sie sich nicht einmal auf sein genauer recherchiertes Buch „Kosovo. War and Revenge“ (2000) zurückgreift, sondern auf das betont populärwissenschaftliche „Kosovo. What everyone needs to know“ (2008) abstellt. Diese einseitige Darstellung des Konflikts führt zu noch größeren Problemen: Wenn der Konflikt exklusiv ethnisch gedeutet wird, werden die Wirkungen der Medienaktivitäten allein auf die Frage der albanisch-serbischen Beziehungen im Kosovo reduziert. Damit wird die gesamte Friedensförderung – welche die Arbeit in ihrem Untertitel thematisiert – auf lediglich einen Aspekt reduziert. Damit wird ausgeblendet, ob die Aktivitäten die Zivilgesellschaft beeinflussten, die inneralbanischen Beziehungen vereinfachten, die verschiedenen serbischen Gemeinschaften zusammenbrachten, das institutionelle Gefüge des Landes stabilisierten oder sich auch um die anderen „ethnischen“ Gruppen bemühten. Wenn Friedensförderung insgesamt in „ethnischen“ Kategorien gedacht wird, ist der Begriff nicht zu Ende gedacht.

Drittens sind die Auswertungen der Quellen sehr problematisch, weil die Autorin den Akteuren keine „eigene Persönlichkeit“ zubilligt. Es ist nicht überraschend, wenn die KFOR als eine militärische Organisation, die gemäß Mandat der SASE („safe and secure environment“) verpflichtet ist, weniger Wert auf die journalistische Objektivität legen wird und sich stattdessen auf die gezielte Beeinflussung der Bevölkerung konzentriert. Dies zu bemängeln zeigt eine nur oberflächliche Auseinandersetzung mit dem Proprium der Akteure. Das findet seinen deutlichen Ausdruck in den Politikempfehlungen, welche der KFOR nahe legen, „sich journalistischer zu geben“. Dies verkennt die Realität des militärischen Einsatzes und letztlich auch der militärischen Organisation. Den gleichen Fehler macht die Autorin in ihrer Beurteilung der UNMIK, welche den Duktus ihrer Erzeugnisse änderte. Während zu Beginn der Mission die UNMIK sehr ausgewogen und selbstkritisch berichtete, änderte sie ihre Kommunikation auf eine positive Vermarktung eigener Aktivitäten. Dies bemängelt die Autorin oft. Doch genau diese Anpassung war institutionell notwendig. Die UNMIK musste zu Beginn zivilgesellschaftliches Vorbild sein; doch durch verschiedene (auch oder vor allem selbstverschuldete) Ereignisse kam sie in die Lage, sich „vermarkten“ zu müssen, was auch geschah. Der Wandel in den Medienerzeugnissen, der von der Autorin so normativ negativ dargestellt wird, ist gerade das Zeichen, dass die Institution ihre eigene Medienarbeit richtig, d.h. im Sinne eigener Ziele, einsetzte. Zu meinen, dass auftragsgebundene Institutionen ihre medialen Aktivitäten ohne eigene – oder eigennützliche – Ziele entfalten, ist bestenfalls naiv.

Diese drei Mängel zusammen führen insgesamt zur sehr dürftigen Beantwortung der eigentlichen Forschungsfrage. Diese Mängel, so erheblich sie sind, sollen die vorher genannten Stärken nicht schmälern. Das Buch ist einzigartig und vom deskriptiven Standpunkt interessant.

Insgesamt ist es ein gutes Buch für jene, die sich für die Medienerzeugnisse von KFOR und UNMIK als historische Quellen interessieren. Leser, die sich aber vom Buch vertiefte Einblicke in das Kosovo oder auch nur eine Reflexion über die Kommunikation der internationalen Präsenzen versprechen, werden enttäuscht sein.

Bern

HENRIQUE SCHNEIDER

HANNES GRANDITS, HOLM SUNDHAUSEN (Hrsg.): *Jugoslawien in den 1960er Jahren. Auf dem Weg zu einem (a)normalen Staat?* (= Balkanologische Veröffentlichungen, 58). Harrassowitz: Wiesbaden 2013. 325 S. ISBN 978-3-447-07004-1.

Wie lautet „die Geschichte“ Jugoslawiens in den 1960er Jahren? Welches narrative Thema steht im Vordergrund: Neupositionierung, „goldenes Zeitalter“ oder gar beginnender Staatszerfall? Die Herausgeber werfen in ihrer Einleitung diese Frage auf und knüpfen dabei an Hayden Whites Metageschichte an. Wenn die Historie ein Narrativ ist, d.h. eine erzählte Geschichte, dann ist sie entweder eine Tragödie – mit schlechtem Ausgang – oder eine Komödie – mit entsprechend Gutem. Angesichts des Zerfalls Jugoslawiens liegt die Versuchung nahe, eine Tragödie zu konstruieren. Doch genau das tut diese Sammlung von Essays nicht. Während viele sofort die Gründe für das Versagen des Systems als bereits in den 1960ern angelegt suchen würden, entscheiden sich die Autoren für eine andere Vorgehensweise: Sie wollen die „goldene Epoche“ Jugoslawiens in der Logik ihrer Zeit nachzeichnen und erteilen somit eine Absage an teleologische Narrationen im Stile von „warum Jugoslawien scheitern musste“.

Natürlich ist nicht alles komödiantisch, was sich in den langen 1960ern im Staat der Südslawen ereignete, doch die Autoren schildern Gegebenheiten und Entwicklungen im Lichte der damaligen Ereignisse und auch vor dem Hintergrund damaliger Epistemologie. Es handelt sich also nicht um ein Loblied auf ein untergegangenes Jugoslawien, sondern um eine differenzierte, kritische und vielschichtige Auseinandersetzung mit jenem Staat.

Die 14 Essays des Bandes werden in fünf Gruppen gegliedert. Nach der allgemeinen Einleitung, welche auch schon deswegen wertvoll ist, weil sie nicht wenige Gedanken zur Wissenschaftstheorie der Geschichte macht, folgt die Analyse der globalen und innerpolitischen Positionierung Jugoslawiens während des kalten Kriegs. Hier fällt vor allem der Aufsatz von Wolfgang HÖPKEN auf, der dem Verhältnis von liberal und autoritär unter Tito nachgeht. Der Autor entwickelt die These der durchherrschten Freiheit. Das bedeutet, dass auch wenn das Regime ab 1962 bereit war, den Menschen und der Gesellschaft Freiheiten zuzugestehen, Jugoslawien immer auch ein intensiv-intervenierendes System blieb. Nicht nur der Staat, sondern auch die Partei und die Organisationen der Selbstverwaltung waren letztlich Teil dieser „Beherrschung“ der Freiheit. Nun mag man sich die umgekehrte Frage stellen, ob das System nicht auch immer Freiräume hatte oder erzeugte, selbst in seinen stärksten

autoritären Momenten. Um eines der düstersten Episoden zu nennen: Ranković unterdrückte die albanischen Bevölkerungsteile im Kosovo, trotzdem ist es dem System nicht gelungen, die albanische Großfamilie zu zerschlagen; dieser „Freiraum“ ist geliebt (freilich: Die Untersuchung, warum, ist der interessanteste Teil dieser sanften Gegenthese). Nun geht es hier nicht darum, Höpken zu widersprechen, sondern darauf hinzuweisen, dass Jugoslawien als „totalitärer Staat“ zwar selbst in der Freiheit intervenierte, aber auch in den größten Interventionen die Freiheit nicht ganz auszuschalten vermochte oder mindestens residuale Freiheiten dulden musste.

Die zweite Gruppe von Essays beschäftigt sich mit der Wirtschaft und darin schwergewichtig mit dem aufkommen einer Konsumgesellschaft. Alexandar JAKIR und Nicole MÜNNICH geben in ihren Aufsätzen die Entwicklungslinie von der Industrialisierung zur Konsumgesellschaft wieder, und Vladimir IVANOVIĆ erweitert die wirtschaftliche Dimension um das Konsumverhalten der jugoslawischen Gastarbeiter in Deutschland und Österreich. Schon diese Zusammenstellung ist interessant, weil die Autoren nicht die Wirtschaft an sich untersuchen, sondern die gesellschaftlichen Auswirkungen, die durch die wirtschaftliche Entwicklung ausgelöst werden. Mit diesem Fokus ist es wohl interessant, zu analysieren, wie sich das Verhalten der Menschen sowohl im In- als auch im Ausland verändert, wenn sich ihre „materielle Basis“ oder ihr „Wohlstand“ verbessert. Auch Marie-Janine CALIC trägt zu dieser Gruppe bei, doch ihr Aufsatz beschäftigt sich weitgehend mit der Wiedergabe von bereits bekannten Fakten. Auch wenn es dazu dienen sollte, Orientierungswissen zu vermitteln, ist ihr Essay im Vergleich zu den anderen eher weniger originell.

Die dritte und vierte Gruppe von Aufsätzen widmen sich der intellektuell-künstlerischen bzw. der literarischen Realität Jugoslawiens in den 1960er Jahre. Die letzten zwei Essays werden unter dem Gesichtspunkt der Religion gruppiert. Gerade in diesen können Querbezüge zu den anderen in der Aufsatzsammlung hergestellt werden. Armina OMERIKA behandelt den Islam in Jugoslawien in den langen 1960er Jahren und stellt zwei parallele Entwicklungsgänge fest: den offiziellen Staatsislam und die Netzwerke der *Mladi Muslimani* als nicht-staatliche Organisation. Gerade daran zeigt sich der oben angesprochene Dualismus von Autorität und Freiheit. Und in der Kooperation beider im Grunde paralleler Bewegungen zeigt sich auch, dass die Freiheit wohl durchherrschte war, aber die Herrschaft Momente der Freiheit aufwies.

Zu diesen letzten drei Gruppen sei noch angemerkt, dass die Diversität der Themen sehr attraktiv ist: dargestellt werden die Entwicklungen in der Philosophie, der Sprachwissenschaft, der Literatur, der Kunst und dem Kino. Für eine Sammlung, die sich darum bemüht, Einblicke in möglichst viele gesellschaftliche Zusammenhänge zu geben ist diese Varietät sehr begrüßenswert; sie macht das Buch auch für ein nicht-Fachpublikum interessant.

Insgesamt ist diese Aufsatzsammlung schon aus mehreren Gründen eine Bereicherung für den zeitgenössischen Diskurs über Jugoslawien. Sie ist als „Komödie“ aufgebaut, d.h. in der Logik der Zeit beschäftigt sie sich gerade nicht mit der Frage, die sonst alles dominiert, „warum es zum Zusammenbruch kam“, sondern sie getraut sich auch, positive Entwicklungsstränge als solche darzustellen. Den Autorinnen und Autoren gelingt es, verschiedene Perspektiven der gesellschaftlichen Entwicklung zu vermitteln und vor allem alle „Landesteile“ zu thematisieren. Das ist alles andere als ein kompensatorischer Kompromiss, sondern gerade eine Notwendigkeit, die sich

aus der in der Sammlung vertretenen Logik der Zeit ergibt. Statt extensiv über alle Nationen und Nationalitäten zu berichten, optieren die Autoren für die intensive Behandlung verschiedener Aspekte – quasi als Fallstudie – welche sich dann zu einem Ganzen zusammenfügen.

Die Aufsatzsammlung überzeugt insgesamt sowohl durch Inhalt als auch durch Aufbau (es fehlt ihr lediglich ein Stichwörterverzeichnis) und ist für allgemein-interessierte Leser ein Gewinn sowie für den Einsatz im Hochschulunterricht bestens geeignet.

Das Buch macht den interessierten Leser auch traurig: Erstens, warum dauerte es so lange, bis jemand auf diese Idee kam? Zweitens, warum gibt es nicht ähnliche Werke für die 1950er und 1970er?

Bern

HENRIQUE SCHNEIDER

BISERA DAKOVA, HENRIKE SCHMIDT, GALIN TIHANOV, LUDGER UDOLPH (Hrsg.): *Die bulgarische Literatur der Moderne im europäischen Kontext. Zwischen Emanzipation und Selbststigmatisierung?* (= Specimina Philologiae Slavicae, Band 172). München, Berlin, Washington D.C.: Otto Sagner 2013. 318 S. ISBN 978-3-86688-335-2.

Der auf eine Tagung vom November 2008 zurückgehende Band versammelt insgesamt vierzehn, in drei größere Abschnitte gegliederte Beiträge von unterschiedlichem Umfang und Gewicht und wird mit einer instruktiven Einleitung aller vier Herausgeber/innen eröffnet, die zur wechselseitigen Kontextualisierung der darauf folgenden Einzelstudien dient und die bulgarische Literatur der Moderne generell im Zeichen beschleunigter Entwicklung, Fremdorientierung und Hybridität positioniert (dies unter wiederholtem Verweis auf entsprechende postkoloniale Ansätze). Teil 1 des Bandes erhebt den (letztlich nur bedingt eingelösten) Anspruch, die bulgarische Moderne aus postmoderner Perspektive heraus zu präsentieren; er wird mit einem sehr knapp gehaltenen Beitrag von Gabi TIEMANN eröffnet, in dem Vf. Penčo Slavejkovs fiktive Anthologie *Na ostrova na blaženite* [Auf der Insel der Seligen] und Teodor Trajanovs *Pantheon* mit eurozentristischen Konzeptionen von Weltliteratur abgleicht. Slavejkovs Sammlung aus dem Jahr 1910 und ihrer Vorbildfunktion für ähnlich gehaltene Projekte der bulgarischen Postmoderne, wie etwa Atanas Natevs Anthologie *Na ostrova na blaženite – pet vojni sled tova* [Auf der Insel der Seligen – fünf Kriege später] (1997), ist dann der gewichtige Beitrag von Henrike SCHMIDT gewidmet. Dieser zieht in ausgesprochen produktiver Weise rezenter Theorieangebote der Geopoetik und der Postcolonial Studies heran, um darzulegen, wie Slavejkov über die von ihm erfundenen und mit fingierten Lebensläufen (aber seinen eigenen Texten) ausgestatteten neunzehn Lyriker/innen seiner angeblichen Übersetzungsanthologie Vorstellungen eines externen europäischen und höherwertigen Kulturmodells gleichzeitig evoziert und relativierend unterläuft. Die Einschreibung in den angestrebten übernationalen Kontext erfolgt bei Slavejkov also weder über den Diskurs der Rückständigkeit noch jenen der avantgardistischen Überbietung, sondern eher im Zeichen postkolonialer Mimikry.



Svetlana KAZAKOVA untersucht im dritten Beitrag des ersten Abschnitts sehr genau das symbolistische Motivsystem von Teodor Trajanovs Poem *Pesen na pesnite* [Das Lied der Lieder] (1923), dem von Vf. insbesondere Pejo Javorovs *Pesen na pesenta mi* [Das Lied meines Liedes] (1906) sowie das biblische Hohelied Salomos als Intertext für beide bulgarischen Poeme vergleichend an die Seite gestellt werden. Dem hier gebotenen, sehr genau gehaltenen textanalytischen Befund wird man durchaus zustimmen, der zu Beginn und am Schluss des Beitrags vorgenommene Brückenschlag zu Theoremen der Postmoderne, konkret zu Homi Bhabhas Verortung der Kultur und der Rhizom-Metapher von Gilles Deleuze und Félix Guattari, will dagegen freilich nicht recht gelingen und scheint eher von rhetorischer Natur – dies nicht zuletzt deshalb, da auch die im Titel des Beitrags angeführten Termini „Meta-“ bzw. „Hypertext“ im Aufsatz selber dann nicht weiter exemplifiziert werden. Deleuze und Guattari spielen schließlich auch für den letzten Aufsatz von Teil 1 eine zentrale Rolle, bildet ihre Kafka-Studie doch den methodologischen Ausgangspunkt für Galin TIHANOVs engagiertes Plädoyer mit dem Titel *Revisting „minor literatures“*, das auf die bulgarische Moderne freilich nur eingeschränkt Bezug nimmt.

Die sechs Einzelbeiträge von Teil 2 des Bandes untersuchen die Literatur der bulgarischen Moderne als europäischen Intertext, wobei insgesamt freilich nur die letzten zwei Aufsätze mit ihren Schwerpunkten auf Nikolaus Lenau und Anna Achmatova diesen Anspruch auch vollinhaltlich einlösen. Nikolina BURNEVA spürt in einem vorwiegend kunstgeschichtlich ausgelegten Beitrag vorerst der Dichotomie von (westlicher, katholischer) Kathedrale und (östlicher, orthodoxer) Basilika in deren Funktion als Metaphern der bulgarischen Kultur nach und veranschaulicht dies u.a. plastisch anhand von Darstellungen der Basilika der Heiligen Sophia in Sofia, ehe Elka DIMITROVA Geo Milev als Kritiker thematisiert; auf knappem Raum vermag Vf. darzulegen, dass Milev in seinen Essays im Zeichen einer terminologischen Dynamik der Moderne Begriffe wie etwa „Expressionismus“ immer wieder intern umcodiert, den (auch axiologisch konzipierten) Gegensatz zwischen mimetischer und abstrakter Kunst dagegen beibehält; in indirekter Weiterführung dieser Gedanken stellt Boris MINKOV dann Geo Milevs Artikel *Modernata poezija* [Die moderne Poesie] (1914) und Trajanovs zwanzig Jahre später veröffentlichte Sammlung *Pantheon* als zwei Konzepte der bulgarischen Moderne vor. In einer passagenweise etwas sprunghaften Darstellung zeigt Minkov, wie die beiden bulgarischen Autoren in ihren Texten vor dem Hintergrund eines selbstbewusst-avantgardistischen (Milev) bzw. mythologisch-additiven Konzepts (Trajanov) mit internationalen literarischen Referenzgrößen ganz verschieden umgehen.

Bisera DAKOVA stellt dann Trajanov neben Pejo Javorov und zeigt in einer dicht gefügten Textanalyse anhand ausgewählter poetischer Motive, wie etwa dem Frühling oder der Figur der Salome, auf welche Weise die beiden Dichter in ihren Werken wechselseitig aufeinander reagierten. Durch den Abgleich von verschiedenen Fassungen einzelner Gedichte vermag Vf. darüber hinaus aufzuzeigen, wie unterschiedlich die beiden Autoren späterhin mit der im Zeichen der Dekadenz stehenden Phase ihres Schaffens umgegangen sind. Die zwei Nikolaus Lenau gewidmeten Gedichte, *Uspokoenuja* [Der zur Ruhe Gekommene] von Slavejkov und *Kolesnicata na bezumnija* [Der Triumphwagen des Wahnbefangenen] von Trajanov, sowie ihre mannigfachen Bezüge zu Lenaus Biographie und zu dessen Versen *Don Juan* und *Faust* stehen im

Zentrum von Emilia STANTSCHEWAS Aufsatz, den man (wenn auch in weniger elaborierter Form) freilich bereits in „Modern Austrian Literature“ 30 (1997), Heft 3–4, nachlesen kann; darüber hinaus vermisst man in dem Beitrag einen Hinweis auf Stefan STANTSCHEWAS Aufsatz *Lenau-Rezeption in Bulgarien* („Lenau-Forum“ 2/1970, Folge 3–4) und Boshidara DELIHWANOWAS Studie *Das Lenau-Bild in Bulgarien um 1900* („Lenau-Forum“ 1986/87, Neue Folge 3). Im letzten Aufsatz von Teil 2 stellt Dagmar BURKHART schließlich im Zeichen der Polarität von Apollinischem und Dionysischem Elisaveta Bagrjana der russischen Lyrikerin Anna Achmatova gegenüber. Vf. konstatiert neben manifesten Bezügen (wie Übersetzungen von Texten Achmatovas durch Bagrjana) und Parallelen wie der kreativen Selbsterschaffung qua Pseudonym eine gegenläufige Evolution beider Dichterinnen, die Achmatova nach den apollinischen Anfängen ihrer akmeistischen Phase in Richtung eines thanatopoetisch grundierten Dionysischen, Bagrjana hingegen umgekehrt vom Dionysischen hin zum Apollinischen des Spätwerks geführt habe. Leider erläutert Burkhart nicht, ob diese gegenläufige Entwicklung individuelle Gründe hatte oder aber aus einer unterschiedlichen Entwicklung von russischer und bulgarischer Literatur heraus resultiert.

Die bereits in Teil 1 und 2 des Bandes manifeste Schwerpunktsetzung auf Trajanov und dessen Sammlung *Pantheon* mündet schließlich in vier Beiträge, die sich alle mit eben diesem Band auseinandersetzen. Mladen VLASHKI gelingt es aufgrund intensiver Archivarbeit, einige Lücken in Trajanovs Biographie, die mit der Genese oder der durchaus widersprüchlichen Rezeption der Sammlung kausal zusammenhängen, mithilfe neuer Belege entweder zu füllen oder neu zu gewichten. Die beiden darauffolgenden Studien von Ulrike JEKUTSCH und Barbara BEYER ergänzen sich insofern in sinnvoller Weise, als sie sowohl die internationalen als auch die national-bulgarischen Dimensionen des *Pantheons* vermessen, in dem die Widmungsgedichte an französische Literaten übrigens die erste Stelle noch vor der bulgarischen und der deutschsprachigen Literatur einnehmen. Jekutsch greift aus der Gruppe der slawischen, nicht-bulgarischen Autoren mit Jan Kasprowicz den einzigen Polen heraus, der über seine *Hymnen* in Trajanovs Sammlung vertreten ist; dies wohl nicht zuletzt dank der von Jekutsch im Detail nachgezeichneten intensiven Vermittlungsbemühungen von Dora Gabe, die ihre bulgarischen Übersetzungen der *Hymnen* direkt am Landsitz und im Beisein von Kasprowicz anfertigte und dem polnischen Dichter zu besonderer Popularität in Bulgarien verhalf.

Als Kontrast zu dieser Einzelanalyse widmet sich Beyer danach in einem der gelungensten Beiträge des Bandes jenen sechs Gedichten aus dem *Pantheon*, die (in der von Trajanov selbst gewählten, a-chronologischen Reihenfolge) Pejo Javorov, Ivan Vazov, Penčo Slavejkov, Dimčo Debeljanov, Ilija Ivanov-Čeren und Christo Botev und mithin der eigenen bulgarischen Literatur gewidmet sind. Beyer legt nicht nur die diversen intertextuellen Bezüge offen, die von Trajanovs Widmungsgedichten zu Kunst- und Lebenstext dieser sechs Autoren führen, sondern zeigt unter Berücksichtigung etwa von Trajanovs Nachwort zu seinem Band oder von in den Band aufgenommenen programmatischen Gedichten wie *Kām poeta* [An den Dichter] die einander überlagernden, nationalen wie übernationalen Implikationen, die der Autor an seine sechs Gedichte anbindet – haben die aufgerufenen bulgarischen Schriftsteller Anteil an Trajanovs Suche nach einer universalen synthetischen Persönlichkeit, so evozieren die (nur in den sechs Gedichten präsenten) geographischen Bezeichnungen

ein symbolisches Groß-Bulgarien. Den Charakter einer Nachschrift (auch zu seiner eigenen, den Band hindurch immer wieder zitierten Trajanov-Monographie aus dem Jahre 1993) tragen Ludger UDOLPHS Anmerkungen zum Heroischen im *Pantheon*, das Udolph bereits in einem frühen Beethoven-Gedicht Trajanovs von 1906 verwirklicht sieht. Mit dem Verweis auf die Affinität zur zeitgenössischen Führerideologie sowie zum teilweise ins Extrem getriebenen, totalitären Monumentalismus der 1920er bis 1940er Jahre, die Trajanovs Sammlung und die in ihr evozierten Diskurse auszeichnet, werden in diesem letzten Beitrag des Bandes Fragestellungen aufgeworfen, die zweifellos weitergehender Aufmerksamkeit wert sind. Ein Verzeichnis der Verfasser/innen sowie ein Personenregister beschließen den formal insgesamt sauber gearbeiteten Band (es mag an dieser Stelle genügen, pars pro toto für die wenigen Ausnahmen die Verschreibung „Camões“ auf S. 299 und entsprechend im Index auf S. 315 zu erwähnen).

Insgesamt liegt mit der hier besprochenen Publikation eine höchst gelungene, methodologisch reflektierte und schlüssig strukturierte Veröffentlichung zu den diversen internen Verbindungen innerhalb der bulgarischen Moderne selbst vor; diese werden zumeist in Form von binären Vergleichsoppositionen mit Teodor Trajanov als fixem Punkt präsentiert (Milev – Trajanov bei Boris Minkov, Javorov – Trajanov bei Bisera Dakova sowie Slavejkov – Trajanov bei Emilia Staitschewa). Daneben thematisiert der Band in den Beiträgen von Dagmar Burkhart, Ulrike Jekutsch und wiederum Emilia Staitschewa über die dort analysierten Bezüge zu Anna Achmatova, Jan Kasprovicz und Nikolaus Lenau aber auch einen weiter gefassten europäischen Kontext, den man bis zu einem gewissen Grad noch intensiver ausleuchten könnte – gerade die in *Pantheon* versammelten Widmungsgedichte zur französischen, englischen oder italienischen Literatur hätten hier relevantes Material geboten. Hervorzuheben wäre in diesem Zusammenhang weiters die signifikante, wohl auch den Forschungsinteressen der Herausgeber/innen geschuldete Fokussierung gerade auf diesen Gedichtband Trajanovs, der aufgrund der spezifischen Kombination ideologischer Diskurse und einer extremen intertextuellen Verdichtung ganz offensichtlich ein Faszinosum besonderen Ranges darstellt. Die Musealisierung der von Trajanov aufgerufenen und zu monumentalen Denkmälern ihrer selbst hypostasierten Dichtergößen (bezeichnenderweise durchgehend Männer) repräsentiert einen End- und Extrempunkt der bulgarischen Moderne gleichzeitig; berücksichtigt man freilich die im Untertitel des Bandes angesprochene Emanzipation und die in Teil 1 herausgestellte postmoderne Perspektive, so scheint demgegenüber paradoxerweise Slavejkovs gut zwei Dezennien früher veröffentlichte fiktive Anthologie *Na ostrova na blaženite* viel eher zu dieser Begrifflichkeit zu passen – die Selbstbehauptung der bulgarischen Moderne in einem gesamteuropäischen kulturellen Kontext, die im *Pantheon* als in Stein gehauener, titanischer Kraftakt manifest wird, tritt auf der *Insel der Seligen* spielerisch als Inszenierung im Zeichen von Metafiktion und Simulacrum zutage.

Wien

STEFAN SIMONEK